



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

J O H A N N E S
E H R M A N N

S Ö H N E

D E R

F R E I H E I T

Eine deutsche Einwandererfamilie und
die Gründung der Vereinigten Staaten

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg

unter Verwendung einer Abbildung von © Wikimedia:

Washington Crossing the Delaware von Emanuel Leutze, 1851

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98718-8

E-Book ISBN 978-3-608-12145-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Do I contradict myself?
Very well then I contradict myself,
(I am large, I contain multitudes.)*

Walt Whitman

Immigrants – we get the job done.

Lin-Manuel Miranda

INHALT

PROLOG: DUNKELHÄUTIGE DEUTSCHE	9
I. GOTT WIRD AMERIKANER 1776/77	21
»Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht« – Pastor Mühlenberg flieht – Unsichtbare Väter – American Crisis – Fourth of July – Die Falle – Thanksgiving – Alle Menschen müssen sterben	
II. WEM GEHÖRT DAS LAND? 1742–1756	61
Auf Adlers Flügeln – Advent – Penns Wälder – Ein deutsches Heim in Amerika – Die lautere Wahrheit – Wohin mit den Deutschen? – Krieg kündigt sich an – Bücher voll Jammer und Elend	
III. DIE LEHREN DER ALTEN WELT 1763–1766	115
Auf nach Europa! – Die Republick hat Fieber – Peter in der »freyen Stadt« – »Am Rande der Verzweiflung« – Ein Schelm, wer Böses dabei denkt – Unter dem Freiheitsbaum	

IV. KRIEG DER BRÜDER 1770–1776	165
Ein kleiner Märtyrer – Tod eines Vaters – Eine Hochzeit und ihre Folgen – Tea Party – »Ein freies und loyales Volk zu versklaven« – Die deutschen Riflemen – »Ich will für meine Feinde beten«	
V. EINE NATION ENTSTEHT 1781–1787	215
Yorktown – Zwei Brüder auf dem Land – »Demütiger Diener« – Am Ohio – Neue Ämter – Wie viel Demokratie verträgt das Land? – Mach End, o Herr, mach Ende	
VI. DIE REVOLUTION VON 1800	271
Des Landes Vater – »Diese beiden Deutschen ...«	
VERWENDETE LITERATUR	297
BILDNACHWEIS	309
REGISTER	311

PROLOG

DUNKELHÄUTIGE DEUTSCHE

Wer den Leuten erzählt, dass er ein Buch über die deutschen Gründer der Vereinigten Staaten schreibt, bekommt fast immer die gleiche Reaktion: *Ah, interessant. Wäre das Deutsche nicht mal um ein Haar offizielle Landessprache geworden? Stimmt das eigentlich?* Über 42 Millionen US-Bürgerinnen und -Bürger beriefen sich beim *Community Survey* des Zensusbüros im Jahr 2021 auf eine deutsche Herkunft, das sind 12,7 Prozent der Bevölkerung. Zur Zeit der Amerikanischen Revolution 1776 war der Anteil der deutschen Migranten in den dreizehn Kolonien nur unwesentlich geringer, er wird auf zehn Prozent geschätzt. Was heute also die spanischsprachigen Lateinamerikaner sind, die Latinos oder Hispanics, waren damals die Deutschen: die größte nicht-englischsprachige Gruppe einer englisch dominierten Gesellschaft.

Eine rasant wachsende Minderheit, insbesondere in Pennsylvania, wo sie im 18. Jahrhundert wohl mehr als ein Drittel der Bevölkerung ausmachte. Außerhalb Philadelphias, »in diesem waldreichen Pennsylvanien«, hatten sich bereits 1683, kurz nach Gründung der Kolonie, 13 Familien von Religionsflüchtlingen aus Krefeld angesiedelt

und ein erstes deutsches Städtlein in Amerika gegründet: Germantown.

Sie waren Quäker und Mennoniten, eingeladen vom ebenfalls religiös unterdrückten Engländer William Penn. Ihnen folgten alle möglichen Glaubensgruppen: Lutheraner, Herrnhuter, Tunker, auch die heutige Touristenattraktion, die Amische, eine radikale Gruppe von Anabaptisten. Bald aber, spätestens mit der großen deutschen Migrationswelle der 1740er und 1750er Jahre, kamen bereits vorwiegend, wie man heute sagen würde, Wirtschaftsflüchtlinge. Menschen auf der Suche nach einer neuen Chance, einem besseren Leben. Im feudal organisierten Deutschland, damals ein Flickenteppich Hunderter unterschiedlicher Fürstentümer und Grafschaften, gab es gerade für die einfachen Leute viele Gründe, unzufrieden zu sein. Dazu gehörten Frondienste ebenso wie Perspektivlosigkeit durch das Erbteilrecht, verpflichtender Militärdienst, Willkür und Drangsalierung durch die Herrschenden sowie teils sehr hohe Steuern und Abgaben. Auch in Nordamerika mochte das Leben »beschwerdt« sein, wie ein 1711 ausgewanderter Deutscher nach Hause schrieb, doch war die Steuerlast in Pennsylvania im Vergleich so gering, »daß mancher mehr im zapfhauß verdrinkt auf einmahl, denn des Jahres Tax ist«.

Nicht nur Pennsylvania, auch andere Kolonien wie Maine, Massachusetts oder North Carolina warben deutsche Siedler an. Die allermeisten Deutschen aber kamen in Philadelphia an – zunächst fast ausschließlich aus dem südwestdeutschen Raum, aus dem Rheinland, der Pfalz, Rheinhessen und Württemberg stammend, später auch aus anderen Regionen wie Hamburg oder dem Hannoverschen. Meist waren sie zwischen 20 und 40 Jahre

alt, etwas häufiger Männer als Frauen, oft Kleinbauern und Handwerker aller Art, die in Amerika in allen möglichen Gewerken Arbeit fanden – als Weber, Schumacher, Schmiede, Fleischer, Bäcker, Fassbinder, Drucker oder Schiffbauer. Sehr oft auch als Farmer, freie Bauern, sobald ein eigenes Stück Land außerhalb Philadelphias für sie erschwinglich wurde.

Bis zum Ausbruch der Revolution waren etwa 110 000 Deutsche und deutschsprachige Schweizer in den englischen Kolonien angekommen, zusammen mit ihren Nachkommen machten sie im Jahr 1776 etwa eine Viertelmillion Menschen aus. Das blieb nicht ohne Folgen in der Kolonialgesellschaft. Der stetige Zustrom an Fremden hatte schon bald nach dem Tod William Penns im Jahr 1718 für Argwohn gesorgt – und für konkrete, steuernde Maßnahmen. Man ließ die deutschen Neuankömmlinge noch auf den Schiffen in Listen eintragen und sie als Erstes einen Treueeid auf den englischen König schwören. Durch strategische Ziehung der Wahlbezirke marginalisierte man sie politisch.

Die Deutschen, das waren die Anderen, Bürger zweiter Klasse, von den Englischstämmigen misstrauisch beäugt. Man hielt sie für ignorante Trampel, belächelte ihren legendären Geiz und ihre seltsamen Manieren. Mussten sie denn auch so viel Bier trinken und Kraut und Schweinefleisch in sich hineinstopfen? Mussten sie so laut und so sichtbar sein, dass sie gleich ganze Stadtviertel übernahmen? Wenn das so weiter ging, würden sie Pennsylvania, von Engländern gegründet, noch »germanisieren statt dass wir sie anglisieren«, wie Benjamin Franklin bereits 1751 unkte. »Sie haben eine deutsche Zeitung und eine halbdeutsche«, bemerkte Franklin zwei Jahre später,

»Werbeanzeigen ... werden nun auf Deutsch und Englisch gedruckt; die Schilder in unseren Straßen tragen Inschriften in beiden Sprachen und mancherorts nur Deutsch.« Das Deutsche als Landessprache? Für den einflussreichen Drucker, Politiker und späteren Gründervater Franklin war das, zumindest für eine Weile, ein realistisches Szenario.

Die xenophobe Hysterie um die deutsche »Otherness« nahm teils groteske Züge an, als Franklin ihnen in einem 1755 veröffentlichten Aufsatz sogar das Weißsein absprach. Die Deutschen hätten – wie die meisten Kontinentaleuropäer – »generell eine Hautfarbe, die wir dunkelhäutig (*swarthy*) nennen«, erklärte Franklin. Die einzige Ausnahme bildeten die Sachsen, die mit den von ihnen abstammenden Engländern oder Angelsachsen »den Hauptteil Weißer Menschen auf der Erde« ausmachten.

Auch diese Ressentiments durch die angloamerikanische Elite müssen wir mitdenken, wenn wir die rasche Assimilation der Deutschen sehen, die oftmals gleich als Erstes ihre Nachnamen verenglishten, ihre Umlaute strichen und deutsche durch englische Laute ersetzten: Aus Huber wurde so etwa Hoover, aus Gräf wurde Graff, aus dem deutschen Müller der englische Miller.

Trotz allem aber versprach das Leben gerade im vergleichsweise diversen und demokratischen Pennsylvania, »*the best poor man's country*«, wie es hieß, ein deutlich besseres zu sein als in der alten Heimat. Wenn man denn erst einmal da war. Die Überfahrt von Europa konnte lebensgefährlich sein, nicht selten brach an Bord der Atlantiksegler das »Schiffsfieber« aus, meist Ruhr, Typhus oder Pocken, übertragen durch verdorbenes Trinkwasser, Ungeziefer oder die Atemluft unter Deck. Mitunter war

das Wasser in den modrigen Holzfässern schon bald nach Ablegen »sehr schwarz, dick und voller Würmer«, wie ein Deutscher mit Grausen berichtete. Wenn die Passage etwa wegen schlechter Winde zu lange dauerte, gingen Vorräte und das Trinkwasser aus. Ein Schreckensbeispiel war die Fahrt der »Good Intent«, die im Herbst 1751 nicht in Philadelphia anlanden konnte, weil der Delaware River bereits zugefroren war. Als nach Monaten der Irrfahrt im Juni 1752 endlich der Bestimmungshafen erreicht war, hatten von 200 Passagieren nur 19 überlebt. »Only a few left«, notierte man lapidar in der Passagierliste.

Als der lutherische Pastor Heinrich Melchior Mühlenberg Ende November 1742 mit einem der letzten Schiffe der Saison in Philadelphia ankommt, ist er mit 31 Jahren im typischen Auswandereralter. Drei Lutheranergemeinden in Pennsylvania, mehr schlecht als recht organisiert, haben in Deutschland dringend um einen ordentlichen Geistlichen nachgesucht. Mühlenberg, noch ledig und kinderlos, jedoch bereits mit Gemeindefahrung, ist nun von seinen Vorgesetzten entsandt worden.

Mühlenberg und die deutsch-amerikanische Familie, die er in den folgenden 45 Jahren gründen wird, das sind die Hauptfiguren dieser Geschichte. Ein Mensch der alten Welt, der zum Zeitzeugen der Zeitenwende wird. Ein Deutscher mit Zuwanderungsgeschichte, der zunächst vor den gleichen Aufgaben steht wie alle Migranten – der sich auf eine ihm völlig fremde Kultur und Sprache einstellen muss, der in den unfertigen Provinzen aus dem Nichts einen Geltungsbereich aufzubauen sucht, sich einen Namen machen will. Eine automatische Autorität als Geistlicher wie im Deutschland seiner Zeit ist Mühlenberg in Nordamerika nicht. Es gilt hier der Sinnspruch:

»Pennsylvania ist ein Himmel für Farmer, ein Paradies für Handwerker und eine Hölle für Offizielle und Prediger.« Die Organisation ist laxer. Das Klima, die Gesellschaftsstruktur, die langen Wege, alles scheint hier anders als in Kontinentaleuropa zu sein. Selbst die Zeitrechnung ist zunächst noch eine andere, Englands Domäne lebt noch nach »altem Stil« im Julianischen Kalender, während in Deutschland schon der genauere, Gregorianische, eingeführt ist. Erst 1752 zieht schließlich England nach und überspringt im September ganze elf Tage, inklusive Mühlensbergs 41. Geburtstag. Den 31. hatte er auf dem Atlantik verbracht.

Doch der Pastor ist anpassungsfähig, ein Sprachtalent und Menschenfänger. Innerhalb der deutschen Gemeinde in Amerika steigt er rasch zur Führungsfigur auf, wird kirchenväterliche Respektsperson. Spätere Lutheraner-Generationen werden ihn den Patriarchen nennen. Und natürlich ist es verlockend, seine Geschichte, sein Hadern mit der beginnenden Revolution, die seine Kinder bald mitreißt, heute eben auch so zu lesen: als die eines alternden, europäischen Mannes, der die Welt nicht mehr versteht. Eine Welt, die um ihn herum noch einmal ganz neu gedacht, ganz »neu begonnen« wird, wie es der amerikanische Revolutionär Thomas Paine formuliert.

Schockwellen gehen durch die pietistische Familie: Zwei von Mühlensbergs Söhnen verlassen in der Revolution ihre Priesterämter und beschließen, der neu entstehenden Nation zu dienen, als Militärs, als Politiker. Das ist der eigentliche Skandal, der Riss im Weltbild des Vaters: Seine Kinder kehren ihrer gottgegebenen Berufung den Rücken, *seiner Kirche*, und versündigen sich damit vor Gott, dem Vater. Währenddessen entfremdet sich Mühlens-

berg selbst immer mehr von seinen Autoritäten im weit entfernten Europa, denen er zuvor mit kindlicher Demut begegnet ist. Eine Selbstermächtigung auf mehreren Ebenen also.

Heinrich Mühlenberg ist der wortmächtigste und einflussreichste Deutsche in Nordamerika. Akribisch führt er über 45 Jahre hinweg ein tägliches Journal und eine erschöpfende Korrespondenz. Seine Schriften bilden einen Großteil der Quellen für dieses Buch. Doch für das Panorama der Zeit braucht es auch die anderen Stimmen aus Gesellschaft und Familie, all der Söhne und Töchter der Freiheit. Gerade die weibliche Perspektive ist essentiell, wird sie auch, wie bei allen Darstellungen der Zeit, durch die äußerst dünne Quellenlage erschwert. Doch natürlich haben die Frauen des 18. Jahrhunderts Einfluss und *agency*, sie sind Teil der Geschichte, formen sie mit. Seinen schnellen Aufstieg hat Heinrich Mühlenberg nicht zuletzt seiner Heirat mit Anna Maria Weiser zu verdanken, deren Vater Conrad Weiser Chefdolmetscher und Diplomat der Kolonien bei den indigenen Stämmen der Region ist.

Es ist Anna Marias guter Name, das politische Netzwerk ihrer Familie, das den Weg des Pastors ebnet. Ohne ihre Mitgift und ein späteres üppiges Erbe wäre die finanzielle Situation der wachsenden Familie – bald sind elf Kinder geboren, sieben von ihnen werden erwachsen – noch prekärer gewesen als ohnehin schon. Anna Maria ist es, die nicht nur den Haushalt schmeißt und bei ständiger Abwesenheit ihres Mannes die Kinder großzieht, sie kümmert sich auch um die Finanzen des Hausstandes, verwaltet das Erbe ihres Vaters selbst. Mühlenberg, der große Prediger, versteht nicht viel vom Wirtschaften.

Die Frauen sind es, die während der Revolution, die vor allem ein jahrelanger, zermürender Bürgerkrieg ist, an der Heimatfront die Hauptlast der Mühen tragen und inmitten von rasender Inflation, Güterknappheit und zusammengebrochener Handelswege mit höchstem Einsatz das Leben managen. Sicher, rein äußerlich schien die Macht klar verteilt. Die Politik war ebenso wie die Geschäftemacherei Männersache. Und doch finden sich allerorten Beispiele, wo die alte Hierarchie bereits aufgebrochen wird, wo Frauen die Geschäfte ihrer verstorbenen Männern übernehmen und eigenmächtig fortführen. Frauen wie Clementina Rind aus Williamsburg, die 1776 die *Virginia Gazette* betreibt und dort über die frührevolutionären Komitees der abtrünnigen Kolonie berichtet.

Aus all diesen Stimmen soll die Innenperspektive eines revolutionären Umbruchs entstehen, ein Bild der Jahre, in denen eine diverse und oft widersprüchliche Gesellschaft sich unter großen Mühen eine Verfassung gab, die bis heute nur leicht verändert in Kraft ist, als ein Ideenkonstrukt entworfen wurde, ein politisch-gesellschaftliches System, das in bald 250 Jahren der Prototyp für viele Weiterentwicklungen weltweit geworden ist – nicht zuletzt in Deutschland. Es war dabei das Ziel, die vorliegende wahre Geschichte möglichst nahbar zu erzählen, auf Fußnoten wurde daher verzichtet, verwendete Quellen, Literatur und Archive sind im Anhang belegt. Eine Erzählung über die Kolonialzeit muss sich deren Begrifflichkeiten stellen. Von den Indigenen Amerikas ist dabei nur dort als Indianer die Rede, wo die Schilderung besonders dicht an den historischen Figuren bleibt. In einem Zitat wird außerdem das N-Wort wiedergegeben (Kapitel »Am Ohio«).

Die Mühlenbergs stehen als Familie stellvertretend für Zehntausende von deutschen Einwanderern in Amerika. Zwei Mühlenberg-Kinder saßen im ersten Kongress und entschieden wegweisende Abstimmungen der noch jungen Republik. Sie übten einen derart starken Einfluss auf die deutschstämmige Wählerschaft aus, dass sie bei Präsidentschaftswahlen wie der »Revolution von 1800« das Zünglein an der Waage waren – im Schlüsselstaat, der Pennsylvania damals schon war.

Als ethnische Minderheit sind sie – wie Iren, Schweden und andere – eben keine Marionetten, die bloß von der englischen Elite mitgezogen werden, sondern Akteure mit Bewusstsein und Agenda. Die Deutschen mögen vielleicht nicht die Ideen formulieren, auf denen der amerikanische Aufbruch in die Moderne basiert, doch sie sind definitiv deren Mitträger. Sie sitzen, wenn nicht direkt in der obersten Schaltzentrale der Macht, dann aber sehr wohl im Maschinenraum. Sie legen sich ins Zeug, setzen ihr Leben ein, sind nicht wegzudenken aus dieser Story, die oft genug als anglo-zentristische Heldengeschichte erzählt worden ist.

Überall stoßen wir auf die blinden Flecken dieser Erzählung. Hätte es das Boston Massacre gegeben, ohne dass zwei Wochen zuvor ein deutscher Schuljunge von einem Königstreuen bei einem Tumult in Boston getötet worden wäre? Wäre die bewaffnete Revolution ohne die deutschen Scharfschützen bereits vor den Toren von Boston 1775 im Keim erstickt worden? Es ist unmöglich zu sagen. Wichtig ist es, um diese Stränge zu wissen, um die Beteiligung nicht-englischer Migrantengruppen, deren Handlungsraum und Bedeutung. Weil es den Blick auch auf die Gegenwart schärft, denn um die Frage, wie viel »Fremd-

heit« eine Gesellschaft, eine nationale Erzählung, verträgt, wird auch heute noch bitter gestritten – in Deutschland wie in den USA.

Fast sieben Millionen Deutsche sind in die heutigen Vereinigten Staaten migriert. Anfangs hat die herrschende Elite auf sie herabgeblickt. Sie waren die »*swarthy Germans*«, Neuankömmlinge mit dunkler Hautfarbe, *Aliens*, so sah sie jedenfalls die englische Mehrheit. Doch das Gerede vom mehrheitlich »weißen Amerika«, an das sich nicht wenige bis heute klammern, war immer schon ein haltloses Konstrukt. Eine Legende, wie die von der eingangs erwähnten Abstimmung über das Deutsche als Landessprache. Die sogenannte Mühlenberg-Legende. Frederick Mühlenberg, der Sohn des Pastors, soll im Kongress mit seiner Stimme das Deutsche als Amtssprache verhindert haben. Ausgerechnet er – der deutsche Einwanderer-sohn. Dabei gibt es bis heute gar keine Amtssprache in den Vereinigten Staaten. Das Englische hat sich schlicht als Gebrauchssprache durchgesetzt, es hat sich, nun ja: eingebürgert.

»Je schneller die Deutschen Amerikaner werden, desto besser«, so soll Mühlenberg seine anti-deutsche Stimme begründet haben. Das ist die Moral der (erfundenen) Geschichte: Der gute Deutsche, der sich für seine Unterordnung entschieden hat, gegen die eigene Herkunft und für die Assimilation.

Einmal, Anfang der 1970er Jahre, fiel die Wochenzeitung DIE ZEIT auf die Story herein. Eine Richtigstellung wurde gedruckt. »Wenn man es sich aber genauer überlegt, so ist die Geschichte ja völlig unmöglich«, befand dort der Historiker und Schriftsteller Golo Mann. »Die alten Kolonien im Osten waren ganz englisch, und englisch

war die Revolution der 1770er und 80er Jahre ... Sich etwa Jeffersons ›Unabhängigkeitserklärung‹ in deutscher Sprache vorzustellen – völlig unmöglich.« Gerade mit diesem Beispiel aber hätte er nicht falscher liegen können, wie wir sehen werden.

I.
GOTT WIRD AMERIKANER
1776/77

*»Leben, Freyheit und das Bestreben nach Glückseligkeit ...«
Unabhängigkeitserklärung auf Deutsch, Philadelphia,
Juli 1776*

»WIR HALTEN DIESE WAHRHEITEN
FÜR AUSGEMACHT«

Im Druckerviertel von Philadelphia herrscht am späten Nachmittag des 4. Juli 1776 Hochbetrieb. Bei dem Nordiren John Dunlap in der Second Street ist ein Eilauftrag des amerikanischen Kontinentalkongresses eingegangen. Die Wege in der Hauptstadt sind kurz, die Delegierten der 13 Kolonien tagen keine zehn Gehminuten entfernt im State House von Pennsylvania in der Chestnut Street. Nach Tagen zäher Beratungen haben sie sich nun endlich auf den finalen Wortlaut ihrer Erklärung geeinigt.

Dunlap und seine Leute arbeiten die ganze Nacht hindurch. Das Setzen ist eine mühselige, kraftraubende Arbeit. Jede der gut 8000 Bleilettern muss einzeln von Hand in die Druckform eingefügt werden. Um Zeit zu sparen, bricht man den Text in mehrere Teile herunter, die zeitgleich gesetzt und vor der Drucklegung wieder zusammengefügt werden. Am nächsten Morgen schon können die ersten Exemplare an den Kongress ausgeliefert werden, insgesamt 200 Stück. Ein berittener Bote wird zu General Washington ins Feldlager der amerikanischen Armee geschickt. Zwei Kopien sollen mit dem nächsten Schiff an den britischen König nach London gehen. Um ihn geht es schließlich.

Fast zeitgleich machen sich 300 Meter die Straße hinauf zwei deutschsprachige Einwanderer an die erste und wichtigste Übersetzung dieser Erklärung. Melchior Steiner und Charles Cist sind sich der Größe ihrer Aufgabe zweifellos bewusst. Schnelligkeit und Genauigkeit sind gleichermaßen gefragt. Die Deutschen sind die größte nicht-englischsprachige Gruppe in Amerika. Sie machen

nach Schätzungen mehr als zehn Prozent der Bevölkerung aus; in Pennsylvania wohl sogar mehr als ein Drittel, niemand weiß es genau. Sie sind jedenfalls viele, die deutschen Einwanderer. Sie müssen von der amerikanischen Sache überzeugt werden, ja, ohne die Unterstützung der Deutschen wird der Krieg gegen England schlicht nicht zu gewinnen sein.

Seit anderthalb Jahren befanden sich die dreizehn nordamerikanischen Kolonien nun schon in gewaltsamer Auflehnung gegen das Mutterland, seit im April 1775 in den beiden Bostoner Vororten Lexington und Concord die ersten Schüsse gefallen waren. Was als Widerstand gegen die Steuerpolitik des Königs und seines Parlamentes in London begonnen hatte, hatte sich zu einem zähen Ringen um nationale Souveränität ausgeweitet. Der Kontinentalkongress, also das Behelfsparlament der Revolutionäre, in dem Delegierte aller Kolonien saßen, strebte nun die Gründung eines eigenen Staatenbundes an.

Melchior Steiner und Charles Cist waren, wie ihr irischer Kollege Dunlap, in Europa geboren. Cist stammte aus einer deutschen Familie in St. Petersburg und hatte an der Martin-Luther-Universität im sächsischen Halle Medizin studiert, Steiner war ein Pastorensohn aus der deutschsprachigen Schweiz. Zu Werbezwecken nutzte er oft eine anglisierte Variante seines Nachnamens: Styner. Das weckte Vertrauen bei der englischsprachigen Mehrheit, die immer noch zahlreiche Ressentiments gegen die Deutschen hegte, diese »Pfälzer Bauernlummel«, wie Philadelphias bekanntester Bürger Benjamin Franklin sie einst genannt hatte. Steiners Partner hatte aus diesem Grund gleich einen ganz neuen Namen aus seinen Initia-

len gebildet: Aus Carl Jacob Sigismund Thiel war das Englisch klingende »Cist« geworden.

Die beiden deutschen Drucker arbeiten sorgfältig und mit Sinn für ihre Leserschaft. Der englischen Vorlage folgend entscheiden sich Steiner und Cist beim Papier für große Einzelbögen, so genannte *broadsides*, wie sie für öffentliche Bekanntmachungen und Aushänge in der Stadt zur damaligen Zeit üblich sind. Einseitig bedruckbares Büttenpapier von 16 mal 12 $\frac{3}{4}$ Zoll, rund 41 mal 32 Zentimeter. Anders jedoch als John Dunlap, der die im Englischen gebräuchliche Antiqua-Schrift Caslon genutzt hatte, setzten Steiner und Cist ihre Version in Fraktur – ein Service an das deutsche Auge. Außerdem teilten sie ihr Layout in leserfreundliche zwei Spalten auf statt nur einer.

Fieberhaft brütet Charles Cist über der Übersetzung ins Deutsche, wägt die Formulierungen dieses hochbrisanten Dokuments. Im Kern besteht es aus 27 Vorwürfen an den britischen König Georg III. Sorgfältig prüft Cist die Schlüsselbegriffe, das lateinische Lehnwort *usurpations* etwa taucht gleich dreimal im Textverlauf auf. Es ist ein Spagat nötig zwischen Bedeutungskern und Zielgruppe, die meisten Deutschen in den Kolonien stammen nun einmal, da hatte Franklin nicht ganz unrecht, aus einfachen, um nicht zu sagen: bauerlichen, Verhältnissen. *Usurpations, usurpations* ... Am Ende entscheidet sich Cist für »gewaltsame Eingriffe«, etwas sperrig vielleicht, aber immerhin unlateinisch.

Schon einen Satz später stockt er erneut: *To prove this*, liest der Drucker wieder und wieder den letzten Teil der Einleitung, »let Facts be submitted to a candid World.« Hier versteckte sich der wahre Adressat dieser

Unabhängigkeitserklärung: Nicht nur dem König und dem Parlament in London wollten die Amerikaner ihre Forderungen präsentieren, sondern der ganzen Welt. Bloß wie war diese Welt am ehesten beschaffen? Redlich? Offen? Oder doch eher aufrichtig? »Unpartheyisch«, brummte Steiner schließlich ungeduldig. Oder war es Cist selber gewesen? Im stickigen Hinterzimmer des Druckhauses schien er sich in einen traumartigen Geisteszustand gearbeitet zu haben. Egal, damit konnte man jedenfalls arbeiten.

»Dis zu beweisen«, schreibt Cist, »wollen wir der unpartheyischen Welt folgende Facta vorlegen«. Zeile um Zeile überträgt er die englischen Worte ins Deutsche. Der Schweiß rinnt ihm in den Nacken. Immer schneller kommt er voran. Bald schon ist er beim letzten Anwurf gegen den König angelangt:

Er hat unter uns häusliche Empörungen und Aufstände erregt, und gestrebt über unsere Grenz-Einwohner die unbarmherzigen wilden Indianer zu bringen, deren bekannter Gebrauch den Krieg zu führen ist, ohne Unterscheid von Alter, Geschlecht und Stand, alles niederzumetzeln.

Cist merkt, dass er unwillkürlich zu nicken begonnen hat. Ja, das würde verfangen bei den deutschen Siedlern, von denen eine immer größere Zahl mit ihren Familien ins pennsylvanische Hinterland zogen, wo es, anders als hier in der Stadt, noch günstiges Land zu erwerben gab, oft direkt an der Grenze zu den Indianergebieten, an der *frontier*, wie man hier sagte. Wer für den Schutz der Siedler aufkommen würde, das war eine der drängendsten

politischen Fragen. Immer wieder kam es zu Überfällen und wechselseitigen Gräueltaten zwischen den weißen Siedlern und den Ureinwohnern dieses Kontinents, deren grausame Einzelheiten sich rasch bis in die Städte verbreiteten. Der König im fernen London aber schien sich nicht verpflichtet zu sehen, seiner Verantwortung als väterlicher Herrscher nachzukommen und schützend die Hand über die weitere Expansion seiner Kolonien zu halten.

Endlich war Charles Cist beim Schlussteil angelangt, nicht ahnend, dass ihm der Kongress weitere Mehrarbeit erspart hatte. Denn im ursprünglichen Entwurf hatte es noch einen 28., einen letzten Abschnitt gegeben, den längsten von allen, in dem man dem Monarchen einen »grausamen Krieg gegen die Natur des Menschen selbst« vorwarf, die Verschleppung zehntausender unschuldiger Afrikanerinnen und Afrikaner in die Sklaverei. Ein eklatanter Verstoß gegen die »heiligsten Rechte von Leben und Freiheit eines fernen Volkes«, so hatte es der Hauptautor Thomas Jefferson formuliert, der den Text als Untermieter einer wohlhabenden deutschen Familie, der Graffs, in Philadelphia entworfen hatte. Diese letzte Passage jedoch bekamen weder Steiner und Cist noch die amerikanische Öffentlichkeit zu sehen. Sie war vom Kongress vor der Ratifizierung im Sinne der nationalen Einigkeit gestrichen worden. Die Sklaverei in den Kolonien blieb so im gesamten Text unerwähnt.

Als erste Zeitung vermeldete am 5. Juli der deutschsprachige »Pennsylvanische Staatsbote« die Neuigkeiten des Vortags. Herausgeber war Henrich Miller, bei dem Steiner und Cist das Druckerhandwerk gelernt hatten. Miller hatte auch ein Auge auf ihre Übersetzung geworfen. Am

Sonnabend, den 6. Juli, erschien der englische Text der *Declaration of Independence* dann in der »Pennsylvania Evening Post«. In ihrem überhitzten Druckhaus wischen sich Melchior Steiner und Charles Cist nur wenig später den dunklen Schweiß vom Gesicht. Ein letztes Mal noch prüfen sie ihre Übersetzung ins Deutsche. »Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht«, liest Cist halblaut vor, »daß alle Menschen gleich erschaffen worden, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt worden, worunter sind Leben, Freyheit und das Bestreben nach Glückseligkeit.«

Zufrieden wirft Steiner einen letzten Blick auf die Fußzeile, in der die Adresse des Druckhauses vermerkt ist. Eine prächtige Werbung für das Geschäft! Dann eilten schon die Botenjungen aus der Tür. Die Erklärung der dreizehn britischen Kolonien, die sich fortan die »Vereinigten Staaten von America« nannten, würde sich rasch unter den Deutschen verbreiten, so viel stand fest. Ob diese sich jedoch auch überzeugen lassen würden, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, all die Entbehrungen der Auswanderung, die liebgewonnenen Freiheiten und ihren bescheidenen Wohlstand in der neuen Welt, all das für ein paar hehre Ideale und die vage Idee einer neuen Ordnung – das war wiederum eine ganz andere Frage. Sie blieb auch nach dem 4. Juli 1776 weiter offen.

PASTOR MÜHLENBERG FLIEHT

Die Worte waren das eine. Und ja, die Vertreter der abtrünnigen Kolonien hatten am Ende einen Kompromiss gefunden, eine gemeinsame Sprache. Ihre Erklärung war

nun im Umlauf, bald würde sie auch den König und sein Parlament erreichen. Aber wie es weitergehen sollte, darüber war man sich auch in Amerika weiterhin entschieden uneinig. Während die einen glühende Befürworter der Unabhängigkeit waren, wollten die anderen lieber Teil des britischen Empire bleiben. Und eine dritte, weit-aus größte Gruppe wusste überhaupt noch nicht, was sie von all dem halten sollte. In dieser großen Mehrheit, zu der auch viele Deutsche zählten, war man weiterhin unentschlossen, desinteressiert bis apathisch. Man wollte von diesem Krieg nichts wissen.

Und doch setzte die Unabhängigkeitserklärung auch rasche Entscheidungen in Gang – so etwa beim wohl einflussreichsten Deutschen in Nordamerika. Nur wenige Tage nach dem 4. Juli packte Heinrich Melchior Mühlenberg, Pastor und Oberhaupt der deutschen Lutheraner in Amerika, in seinem Haus in Philadelphia das Nötigste zusammen, er informierte die Kirchenältesten und ein paar engste Vertraute. Dann lieh er sich einen Pferdewagen und floh gemeinsam mit seiner Frau und seiner jüngsten Tochter vor der Revolution hinaus aufs Land.

Mühlenberg war als junger Geistlicher von Europa nach Pennsylvania gekommen, Anfang der 1740er Jahre, damals 31-jährig. Was als Auftrag seiner Kirche begonnen hatte, den deutschen Gemeinden in Philadelphia und Umgebung für zunächst drei Jahre als Pfarrer zu dienen, war zu einem umfassenden Lebenswerk geworden. Mit einer Mischung aus unermüdlichem Einsatz, Organisations-talent, Autorität und Charisma war Mühlenberg ans Werk gegangen, hatte Gemeinden vereint und Hierarchien begründet, hatte Schulen und Kirchen bauen lassen, wo man vorher in windschiefen Scheunen untergekrochen war,

und ein Netzwerk in Gesellschaft und Politik geknüpft. In dreieinhalb Jahrzehnten waren die deutschen Lutheraner von einem versprengten Häuflein zu einer der wichtigen Gruppen Pennsylvanias geworden.

Im Juli 1776 nun, in diesem Sommer der Umwälzung, war Heinrich Melchior Mühlenberg 64 Jahre alt und blickte auf eine wahrhaft beeindruckende Lebensleistung zurück: Er hatte mit seiner Frau Anna Maria eine neunköpfige Familie gegründet, drei Söhne, vier Töchter. Mühlenberg hatte seine Nachfolge geregelt, die Söhne Peter, Friedrich und Heinrich waren allesamt Pastoren geworden, zwei seiner Töchter überdies mit lutherischen Predigern verheiratet. Es war im Kern ein sehr amerikanisches *curriculum vitae*: ein Einwanderer, der aus dem Nichts eine kleine Dynastie aufgebaut hatte.

Und dann brach der Krieg aus, die Revolution, das Chaos. Und das ganze Gebilde geriet mit einem Mal ins Wanken, Heinrich Mühlenbergs amerikanischer Traum.

Wovor genau floh er, was fürchtete der deutsch-amerikanische Pastor im Revolutionsommer 1776? Zum einen waren es die Wirren, die jeder Krieg mit sich bringt. Die Unordnung und Zwietracht, denn dies war keiner der üblichen Konflikte jener Zeit, in denen die europäischen Weltmächte, England, Frankreich, Spanien, ständig irgendwo um Territorien und Einfluss rangen, meist zur See oder im Hinterland einer ihrer Kolonien. Das hier war etwas anderes, im Kern ein Bürgerkrieg, ein *bellum intestinum*, der das Innerste der Gesellschaft aufrührte. Ein Krieg, den formell betrachtet zunächst einmal Engländer gegen Engländer führten. Selbst die Neutralität eines Gottesmannes, das spürte Mühlenberg, würde zwischen diesen Fronten bald nicht mehr akzeptabel sein.